

Berliner Tageblatt



und Handels-Zeitung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Zust. und Verlag von Rudolf Wolff in Berlin.

Die Wünsche der Kurden.

Die Generalinspektoren für Ostanatolien. — Beiden Kurden von Konstantinopel. — Die Sehnsucht nach der Heimat. (Von unserem Korrespondenten.)

Konstantinopel, 19. Juli.

Das Trauerspiel über die Ernennung der beiden europäischen Generalinspektoren für Ostanatolien, nämlich des norwegischen Obersten H. O. S. für die Wilajets Wan, Bitlis, Mamuret-ul-Zehera und Diarbekir und des holländischen Gouverneurs R. L. S. Meentemeyer für die Wilajets Trapezunt, Erzerum und Sinas, ist am 14. Juli im türkischen Reichsanzeiger erschienen. Aber Hoff Bei und Westem Bei, wie die Türken sie nennen, weilen immer noch in Thera, obgleich ihre Tätigkeit in Ostanatolien vertragsmäßig am 1. Juli alten Stils beginnen sollte. Sie haben ihre Abreise seit Anfang Juli von Woche zu Woche verschoben, und es ist zur Stunde noch gar nicht abzusehen, wann sie die Reise antreten können. Bestimmte Gemüther behaupten sogar, es sei gar nicht sicher, daß sie überhaupt abreisen. Tatsächlich scheinen zwischen den Generalinspektoren und der Hoforte mancherlei Meinungsverschiedenheiten zu bestehen, bei denen es sich besonders um die Persönlichkeiten der den Generalinspektoren beigegebenen türkischen, armenischen und kurdischen Mitarbeiter handelt. Die Generalinspektoren versprechen sich nur von dem Zusammenwirken mit unabhängigen, intelligenten Beamten erproblicher Rekrutate, da nur solche von der höchst mißtrauischen Bevölkerung Ostanatoliens mit Vertrauen aufgenommen werden können. Die Wahl der Hoforte ist aber angeblich auf gewisse Persönlichkeiten gefallen, die den Wünschen der ostanatolischen Bevölkerung durchaus nicht entsprechen. Hoffentlich wird die türkische Regierung in der weissen Erkenntnis, daß das Reformwerk in den bedrohten Provinzen des Osmanischen Reiches von kapitaler Bedeutung für das Fortbestehen der Türkei ist, den berechtigten Forderungen der dort wohnenden Generalinspektoren Rechnung tragen und nichts tun, um das Reformwerk zu behindern. Es wäre ein Akt unbegreiflicher Verblendung, wenn die Hoforte im Vertanen auf gewisse russische Aufseher, wenn sie dem Minister des Innern Talat Bei scheinbar in Livadia gemacht worden sind, die wahre Bedeutung des Reformwerks verkennen und das Abwandern der hiesigen Kurden in Ostanatolien für das ihnen Interessenten dienlich halten sollte.

Der Standpunkt der Türken ist zur Genüge bekannt, und auch über die Wünsche der Armenier bestehen keine Zweifel mehr. Aber um die Kurden und ihre Wünsche kümmert sich niemand. Und doch soll das Reformwerk auch diesem unglücklichen, so viel verachteten Volk zugute kommen. Aber die Kurden näher kennen lernen und ihre Wünsche erforschen will, braucht nicht nach Ostanatolien zu reisen. Er findet hier reichliche Gelegenheit dazu, denn Konstantinopel beherbergt mehr Kurden als irgendwelche Stadt in Ostanatolien. Die türkische Bevölkerung der türkischen Hauptstadt löst 60 000 Seelen zählen. Alle kurdischen Stämme oder „Aichiren“, wie die Kurden gleich den Arabern sagen, sind hier vertreten, und mehrere der großen kurdischen Fürstentümer wohnen dauernd in Konstantinopel.

Ein kurdischer Freund aus edlem Geschlecht hat mich jüngst zu den hiesigen Kurden geleitet, um mir Gelegenheit zu persönlicher Information über die kurdischen Wünsche zu geben, und ich habe bei diesem interessanten Ausfluge nur lebhaft bedauert, daß die Generalinspektoren für die armenisch-kurdischen Pro-

vinzen nicht zugegen waren. Man findet die Kurden hier in den verschiedensten Stadtteilen, besonders in Kasim-Pascha am Goldenen Horn, in Lophane und Beschitafsch am unteren Bosphorus, in der Gegend zwischen dem Stambuler Hauptbahnhof und dem Gafen, im hochgelegenen Fatihviertel bei der Brunnenmoschee Sultan Mehmeds des Eroberers und im heiligen Gebirge, dessen berühmte Friedhofshöhe das Goldene Horn nach Westen abschließt. Fast alle diese Kurden sind Lastträger oder Arbeiter. Nur wenige haben Weib und Kind bei sich. Die meisten besitzen in der Heimat eine Familie, der sie einen Teil ihres färglichen Verdienstes schicken. Diese Einsamen wohnen fast alle in Kaffeehäusern. Sie verbringen dort ihre freien Stunden bei Kaffee und Tee, und nachts legen sie sich einfach auf den breiten Wandbänken zum Schlafen nieder. Ihre Ersparnisse übergeben sie dem Kaffeewirt, der sie vor aller Augen in einem unverchlossenen Koffer niedersetzt. In keinem kurdischen Kaffeehaus fehlt dieser unvermeidliche Koffer auf dem Spind, und niemals wird ein Wästel aus ihm entnommen, so leicht ein Diebstahl auch zu bewerkstelligen wäre. Die kurdischen „Käuber“ gehören sicher zu den ehrlichsten Menschen der Welt.

Es war ein Freitag, also der mohammedanische Sonntag, als wir den Kurden von Konstantinopel unseren Besuch abstateten, und alle kurdischen Kaffeehäuser waren überfüllt. In allen wurde uns der gleiche herzliche Empfang zuteil. Die Kurden fästen meinem Begleiter ehrfurchtsvoll die Hand, sobald sie von einem alten kurdischen Führer seinen Familiennamen erfahren hatten. Kaffee oder Tee und Zigaretten wurden uns vorgelegt. Die Kurden nahmen in langen Reihen vor uns Platz, und die Unterhaltung begann. Die Kurden organisierten sich, auch wenn sie ganz verschiedenen Aichiren angehören, in ihren Kaffeehäusern meist nach Art der Stämme. Jene, die in einem Kaffeehaus in Kasim-Pascha einen angeblich 139 Jahre alten Lastträger, der allgemeine Verehrung genoss. Der noch völlig frische Greis, den man für einen Siebziger hätte halten können, gab in lebhafter Erzählung seine Lebensgeschichte zum besten. Er sprach von Sultan Mahmud dem Reformator, bei dessen Regierungsantritt (1808) er zuerst als 33 Jahre alter Mann nach Konstantinopel gekommen sei. Und seine Augen leuchteten, als er von den Kriegen gegen die Türken erzählte, in denen er sieben Wunden erhalten hat. In einem anderen Kaffeehaus führte ein früherer Scheich (Feldwebel) in prächtigem Nationalkostüm das Wort. Er machte mit vollkommener Grazie und Würde die Honneurs und ließ sogar einen Sänger herbeirufen, der nach bald feurig anschwellender, bald melancholisch jitzender verflingender Weise kurdische Kriegslieder vortrug.

In allen Kaffeehäusern fragten wir die Kurden nach ihren Wünschen, und überall wurde uns die gleiche Antwort zuteil: „Wir wollen Gerechtigkeit, damit wir zu unseren Frauen und Kindern in die Heimat zurückkehren und ruhig dort leben können!“ Und dieser Schrei hätte beim Anblick aller dieser fröhlichen Männer, die hier in der Fremde, fern von Weib und Kind, ein klägliches Dasein führen, statt in der Heimat das Land zu bestellen und ein gesundes Volk zu vermehren, auch den Gleichgültigen ergreifen müssen. Gewiß hat das kurdische Volk schwere Schuld auf sich geladen, als es blutiger Zerrammenut als gequältes Vieh gedient. Aber von diesen Zeiten, für deren Bildung bisher nichts, absolut nichts geschehen ist, kann man wirklich mit einigem Recht behaupten, daß sie nicht wußten, was sie taten. Und auf jeden Fall ent-

hebt die unerfreuliche Vergangenheit die zuständigen Stellen nicht der Pflicht, auch die Wünsche und Beschwerden der Kurden ohne Vorurteil zu prüfen und ihre berechtigten Forderungen zu erfüllen. Die Wiederbeleblichung von Ostanatolien mit bodenständigem, brauchbarem Menschenmaterial ist eine der Hauptbedingungen für das Gelingen des Reformwerks. Die Armenier haben in Erkenntnis dieser Wahrheit mit Erfolg begonnen, die Rückwanderung ihrer ausgewanderten Landsleute zu organisieren. Es ist dringend zu wünschen, daß auch den hiesigen Kurden die Rückkehr in die Heimat ermöglicht werde.

Dr. Wilhelm Feldmann.

Bevorstehende Ueberreichung der österreichischen Note in Belgrad.

Sechs Drager Blätter konfiszieren. — Oesterreichische Klagen über den „serbischen Imperialismus“. (Telegramme unserer Korrespondenten.)

Wien, 23. Juli.

Gerichtsweise verlautet, daß die österreichische Note an Serbien bereits heute nachmittags um 5 Uhr durch den österreichisch-ungarischen Gesandten Freiherrn v. Giesl in Belgrad überreicht werden soll. Alle Blätter betonen den tiefen Ernst der Lage. Die „Neue Freie Presse“ erklärt, nach der gefrigen Rede des Grafen Tisza müsse die Erkenntnis durchdringen, daß Oesterreich-Ungarn von Serbien nichts verlangen werde, was über die Bedürfnisse der Klärung und Sicherung hinausginge und völlerredlich unzulässig wäre. Tisza habe erklärt, daß eine friedliche Lösung möglich und eine ernste Wendung nicht einmal wahrscheinlich sei. Er würde nicht so reden, wenn Zumutungen an das Belgrader Kabinett gestellt werden sollten, die nur ein zertrretener Staat bewilligen könnte. Serbien werde verstehen, daß die wüsten Bachanale destruktiven Großserbentums, das Raibach, Triest, Dalmatien, Kroatien, Bosnien und die Herzegowina von Oesterreich-Ungarn iszerren wollen, heute nicht mehr gemächlich hingenommen werden könnten. Dieser Hinweis auf die Absichten Serbiens stützt sich auf Mitteilungen, die der ehemalige Ministerpräsident Wladan Georgewitsch, der unter König Milan die freundschaftlichen Beziehungen zu Oesterreich-Ungarn unterhielt, in einem Buche gemacht hat. Er schrieb, Vosenien und die Herzegowina seien für Serbien, was Moskau für die Russen und Branderbürg für Deutschland ist. Die serbische Frage müsse mit Gewalt gelöst werden. Die beiden serbischen Staaten müßten die nächste geeignete Gelegenheit benützen, um die serbische Frage gegen Oesterreich-Ungarn zu lösen. Das „Neue Wiener Tagblatt“ sagt: Wir haben Wichtigeres zu tun, als uns unablässig des serbischen Imperialismus zu erwehren. Auch die serbischen Konflikte immer wieder beunruhigen zu lassen. Serbien muß erkennen, daß es sich mit dem Platz zu begnügen hat, der ihm zukommt, mit dem Platz eines Staates, der kulturell noch einen sehr weiten Weg zurückzulegen hat.

Budapest, 23. Juli. (W. T. V.)

In der gestern bis Mitternacht dauernden Sitzung des Abgeordnetenhauses erklärte Graf Julius Andrássy, daß er gemäß dem Wunsche des Ministerpräsidenten darauf verzichte, seine Interpellation zu stellen. Er wolle nicht so sehr Aufklärungen als endlich Taten sehen. Die Erörterung der auswärtigen Lage würde übrigens weniger Schaden angerichtet haben als die durch die Feindschaft der Parteien geschaffene parlamentarische Lage, welche die Interessen des Landes aufs tiefste schädige. Dem Wunsche Meszösy, daß der Ministerpräsident

Wedekind.

Zu seinem fünfzigsten Geburtstag.

Von Paul Block. [Nachdruck verboten.]

Za es sein Schicksal ist, immer zu früh zu kommen, feierte Frank Wedekind seinen fünfzigsten Geburtstag, der auf den 24. Juli fällt, schon einen Monat vorher, im Juni.

Seine Freunde hatten ihren Dichter in München, der Geburtsort des „Frühlings Erwachen“, ein Bankett geräuselt, bei dem er außer der üblichen Lesefreude sinnvoller Reden auch eine Ehrenprobe besonderer Art erhielt: einen stattlichen Band mit den Urteilen sehr verschiedenartiger Zeitgenossen über seine menschliche und künstlerische Persönlichkeit. Frank Wedekind kann nun fortan nachschlagen, wenn er einmal selbst über eine seiner Lebensäußerungen im Dunkel ist. Denn das erscheint mir als das Merkwürdigste an diesem merkwürdigen Frank Wedekind: wir alle, die wir mit ihm zu tun haben, seine Freunde und seine Gegner, seine Kritiker und seine Nachahmer, seine Propheten und seine Verfolger glauben ganz genau Bescheid um seiner Seele Art und Lust zu wissen, während er selbst in ewiger Qual neuen Erkenntnis um sein Innerstes ringt. Von „Frühlings Erwachen“ bis zum „Simon“, sein ganzes Dichten ist eine Abrechnung mit sich selbst, eine wollüstig grauame Zergliederung des eigenen Menschenleibes, zuweilen grotesk bis zur Väterlichkeit, oft gewaltig bis zur Größe.

Wer diese Erscheinung Wedekind mit dem bewährten Handwerkzeug kritisch zu analysieren versucht, der wird bald das Schwierige der Aufgabe erkennen. Ein Chaos, das im Proben der Kritik Schönes und Schredliches fortwährend gebiert und erstirbt, läßt sich nicht mit dem Gewöhnlichen des Verstandes messen. Ich möchte deshalb nicht mit dem Versuchung ausweichen, hier zu sagen, wer von den namhaften Mitarbeitern des „Wedekind-Buches“ nach meiner Ansicht dem Problem am nächsten gekommen ist. Nur so viel sag ich, daß die Dichter mir Wedekind abnungsvoller zu erkennen schienen, als die Kunstkritiker, und daß ein Kritiker (der freilich zugleich auch ein Dichter ist) sehr schöne Worte über Wedekind findet, gerade weil er sich vornimmt, seine gesammelten Kritiken über ihn zu deklamieren. Ich ist denn aber überhaupt möglich, einem Menschen gerecht zu werden, der ein Stück von uns allen ist? Der sieht und denkt, was — mit den gegebenen Umständen — die meisten Künstler des Lebens gelegentlich schon gefühlt und gedacht haben: nur daß ihnen als dumpfes

Ahnen dämmerte, daß von ihnen als schlimmer Instinkt unterdrückt wurde, was er, der Dichter, den Mut und die Kraft besitzt, auszusprechen. Es ist durchaus nicht wunderbar, daß es noch heute viele kluge Menschen gibt, denen Frank Wedekind als ein Narr oder als Schlimmeres erscheint. Das sind die trefflichen Bürger, die gern auf gut gepflasterten Straßen gehen, wo man bequem zu deutlich sichtbaren Zielen gelangt, und die weder die Zeit noch die Lust haben, sich abseits vom Wege ins Dunkel zu wagen. Sie haben es besonders leicht, auf Wedekind zu scheitern, weil sie ihn gewöhnlich nur aus der Aufregung irgendeiner halbgelungenen Premiere oder aus den widerprüchlichen Rezensionen kennen, die am nächsten Morgen in den Zeitungen standen. Sie wissen vielleicht auch, daß dieser Frank Wedekind ein unangenehmer Mitbürger ist, der fortwährend Krachel mit den bürgerlichen Gewalten hat, und der mit ungewöhnlichem Selbstgefühl ungewöhnlich grob werden kann, wenn ihm nach seiner Meinung Unrecht und der Boswilligkeit begegnet. . . . Solch ein Mensch gehört nicht in die Literaturkaleber; er paßt höchstens in die Literaturgeschichte. Und in die wird er denn auch in wohl hinein kommen, trotz seiner Widersacher und sogar trotz dem Herrn Polizeipräsidenten v. Jagow, der die läbliche Absicht ausgeprochen haben soll, für den „überhöflichen Literaten“ nicht durch Verbote seiner Stille Klame zu machen.

Diese „Ueberhöflichkeit“ ist, wie auch die Gegner Wedekinds wissen werden, neueren Datums. Sie begann eigentlich erst — der Tag ist jetztstellen — am 8. Juni 1911, als von München aus ein Aufruf verfaßt wurde, der Freunde suchte, um Wedekinds Schaffen „vor der Entstellung durch Polizeigewalt zu schützen und ihm den Weg zu ebnen, den er gehen muß, um sein Wert zur Geltung zu bringen.“ Unter diesem Aufruf standen neben anderen die Namen: Hermann Bahr, Michael Georg Conrad, Louis Corinthe, Ludwig Ganghofer, Max Liebermann, Heinrich Mann, Thomas Mann, Hans Pfitzner, Max Reinhardt, Arthur Schnitzler, Max Flebog, Richard Strauß, Felix Weingartner. Es sind nicht die Schledchtesten, die für den Mann eintreten, wie jeder zugeben muß, auch wenn er sonst kein Freund von Aufreusen zur Hebung der Literatur ist. Danaoh erst begann die weite Öffentlichkeit auf Wedekind zu achten. Vorher waren keine Bücher erschienen, seine Vieder gelungen, seine Stille (merken in geschlossenen Kreisen) nicht hätte. Die Refer — daß sie mehr als ein Kuriositätsinteresse gefunden hätten. Die Refer — ich meine jene, die Wedekinds Werte lesen, nicht das, was über ihn geschrieben wurde — liebten ihn tren; aber das Publikum hand von fern und ergötzte sich höchstens an dem Spiel der Mei-

nungen, das den armen Dichter nach Lessings Wort zu einer Tonne für kritische Walfische machte.

Dann kamen die Aufführungen bei Reinhardt, die zum ersten Male das Werk des Dichters in seiner Geschlossenheit zeigten. Der Schauspieler Wedekind kämpfte als sein eigener Prophet mit wechselndem Erfolg, aber mit immer größerer Eindringlichkeit für seine Gedanken. Und dann, ziemlich überraschend gerade für Wedekinds Freunde, war auf einmal die „Ueberhöflichkeit“ da, die, um Herrn v. Jagow wenigstens in einer Neuprüfung Recht zu geben, durch übertriebene Verhimmelung allzu eifriger Jugend unweilen zum Widerspruch reizte.

Niemand unter den Besonnenen hat dem Dichter, der viele Jahre unter dem Druck des Bekannens schützte, diesen Ueberdrehung mißgönnt. Wer Wedekinds Schaffen aus seinen Anfängen erwachsen sah, der wußte, daß Tadel ihn läßt. Lob ihn verlegen und bedeutungs macht. Immer, wenn die Wichtigkeit seiner Schöpferkraft Inerichtiges, halb Geglücktes entstehen ließ, hat er sich auf sich selbst besonnen und durch Grobheit Ruhe getan. Er wird auch seinen Ruhm überwinden, so weit es sein Schicksal will, zur Reife gelangen.

Wie diese Reife als Frucht seines Lebens sich runden wird, kann niemand wissen. Wenn seine Zukunft so widerprüchlich herauskommt, wie seine Vergangenheit gewesen ist, dann wird er nun, da er fähig sein darf (wir fürchten es), schlüchter werden. Bisher war er ein Prophet, der verhöhnt wurde, weil er vorgeist das Komende vorausfah. Gedanken aus „Frühlings Erwachen“ werden heute von Soziologen und Pädagogen ernsthaft erwogen, nicht alle, die über „sexuelle Aufklärung“ schreiben und sprechen, denken an die Szene zwischen Wendla und ihrer Mutter, die vor vierundzwanzig Jahren geschrieben wurde und in ihrer Einfachheit das Kernwort der ganzen Debatte vorausnahm. Liegen in „Mines-Hahn“ nicht die Keime für die Bewegung zur Hebung der Adreptur, die heute in den ästhetischen Kurven der Duncan, des Jacques Dalozco und ihrer Anhänger sich entfalten? Im „Kammerfänger“, im „Marquis von Keith“ sind lange vorher Theorien des Erfolges bipolarit erhalten, die heute ins Wirkliche überlegt und sogar philosophisch gefaßt werden, nicht nur von Sängern und Abenteurern. Und wer die Reden Fremds kennt, der wird viele seiner wissenschaftlichen Gedankengänge in „Franziska“, in „Schloß Wetterstein“, im „Simon“ wiederfinden, nicht als Ergebnis neugierig pervertier Forschung, sondern als dichterische Reflexe bewegender Zeitgedanken.